

»ZEITSOUVERÄNITÄT GEGENÜBER DEM JETZT«

Die Menschen stehen nicht auf festem Boden

Gespräch mit dem Maler und Kulturphilosophen **Leander Kaiser**.

VON EVA BRENNER



Leander Kaiser wuchs gemeinsam mit seinem Zwillingenbruder, dem Exilforscher und Dichter Konstantin Kaiser, als Sohn der Innsbrucker Gemeinderätin Maria Kaiser und des Tiroler Landespartei sekretärs der SPÖ und ehemaligen »Revolutionären Sozialisten« Ferdinand Kaiser in Innsbruck auf. In über vier Jahrzehnten hat sich der bekannte Maler und linke Intellektuelle weder gängigen post-avantgardistischen Kunstmoden noch dem allgegenwärtigen Zynismus liberaler Zirkel angepasst. Er glaubt an die transformative Macht humanistischer Bildung und an die Macht der Kunst zur Formulierung emanzipatorischer Alternativen.

»Gesellschaft der Zeitzerstörung«

Im gleichnamigen kulturphilosophischen Essay zum Zustand unserer Gesellschaft spricht Kaiser von einer »Gesellschaft der Zeitzerstörung«, in der revolutionäre Hoffnungen von einst, die an fortschreitende Produktivkräfte und Arbeitszeitverkürzung gebunden waren, obsolet geworden sind. »Das Potential an freier Zeit ist den Menschen auf andere, dem klassischen Kapitalismus des 19. Jahrhunderts unbekannt Weise enteignet worden; und diese Enteignung hat die Individuen selbst zu ihren Aktivisten gemacht.« (Die Gesellschaft der Zeitzerstörung, 2016). Dem setzt der - sich über das Privileg künstlerischer Arbeit wohl bewusste Künstler - eine Produktion in der »wahren Gegenwart« gegenüber:

»Ich stehe oder sitze in meinem Atelier und habe das angefangene Bild vor Augen, an dem ich weiterarbeiten möchte. Ich bilde mir eine Vorstellung von dem, was

ich an dem Bild tun muss, um seine Bildwerdung zu befördern und greife dann mit Farben, Pinseln usw. in das Bildgeschehen ein. Worauf sich die Situation wiederholt: Ich sitze oder stehe da und so fort. In diesem Arbeitsprozess ist die Gegenwart selbst zum Prozess geworden, der fortwährend Vergangenheit und Zukunft neu setzt und in dem Objekt der Arbeit, dem Bild, zur Einheit bringt, die sich wiederum in meinem Kopf abbildet.« (Ebd., S. 24/25)

In Antwort auf entfremdete Arbeit, bei der den Arbeitenden ihre Objekte entzogen werden, fordert Kaiser die »Diachronie« der Zeit. Emanzipierte Form des Arbeitens braucht bewusstes Handeln, das die Reflexion eines Davor oder Danach ermöglicht – also »Zeitsouveränität gegenüber dem Jetzt«.

»Schwankendes Epochengefühl«

In den 70er Jahren war Leander Kaiser lange Zeit als Aktivist in der Maoistischen Bewegung tätig. Eine Zeit, die er nicht missen will, in der er jedoch nicht malte. Erst in den 80er Jahren, als er die »radikal revolutionären Wege« als Illusion erkannte, kehrte er zur Malerei zurück. Er hält bis heute an den Prozessen sozialer Transformation als Lebens- und Schaffensprinzip fest und an der Entwicklung seines eigenen Weges. Hegemonialen Kunsttrends hat er sich verschlossen, er ist stolz, »nirgendwo richtig hineinzupassen«. Er folgte weder Abstraktionstendenzen noch Ausflügen in die geschichtslose Postmoderne und bleibt bis heute der menschlichen Figur treu. Das spiegelt sich wider in zarten kleinformatigen Bleistift- und Tuschezeichnungen wie auch großen Bild-Zyklen, die in verhaltenen, gebrochenen Farben oft das Fragment betonen. Kaiser greift historische Themen auf, die visuelle Anleihen an der Renaissance (Massacio, Piero Della Francesca) nehmen. Diese Arbeiten zeigen Menschen, die gefangen in endlosen Zimmerfluchten, zerbrechliche Stufen ins Ungewisse emporsteigend, gefährlich auf Schaukeln balancierend, immer am Rand des Abgrunds sind.

Die Bilder entspringen einem vom Maler diagnostizierten »schwankenden Epochengefühl« und formulieren die Ambivalenz zwischen Hoffnung und Verderbnis. In

schemenhaften Landschaften eröffnen sich unerwartete Ein- und Aussichten auf Felsklippen, Fensterstürze, Entblößungen. Sie kontrastieren die melancholischen Visionen eines »besseren Lebens«, wenn ekstatisch tanzende Figuren sich freundlich an den Händen halten und an Bilder von Matisse erinnern. Dann möchte man sich ihnen zugesellen, eintauchen in das Bild – und mittanzen!

Die Volksstimme befragte den Künstler zu seinem Weltbild, dem »schwankenden Epochengefühl«, und dem Status Quo eines Profit-gesteuerten Kunstmarkts.

Was ist das Verhältnis von Kunst und emanzipatorisch-linker Politik für dich?

LEANDER KAISER: Ein gewisser Abstand ist wahrscheinlich gut, die Fremdheit und beiderseitige Ahnungslosigkeit weniger. Als in der Linken – im weitesten Sinn – sozialisierter Mensch habe ich auch immer wieder mit meinen Bildfindungen auf politische und soziale Fragen reagiert. »Die rote Standarte«, die hier abgebildet ist, mit der Frau auf der Leiter, die an Rosa Luxemburg erinnert, öffnet ein Spannungsfeld zwischen Hoffnung, Tragik und politischer Illusion der revolutionären Linken. Meine Malerei ist nie eindeutig auf eine Position verpflichtet. Mich beschäftigt die Stellung des Individuums in der Gesellschaft oder allgemeiner noch die Frage nach der Möglichkeit, ein Bild des Menschen zu geben.

Warum hast du dich nach der Zeit deines Engagements in der maoistischen ML-Bewegung und dem Abschluss deines Philosophiestudiums wieder zur Malerei entschlossen?

LEANDER KAISER: Theoretisch waren wir mit unserem dogmatischen Latein zu Ende. Ich dachte in einer anderen Dimension, in der Sprache der Malerei, eine Bewusstheit gewinnen zu können, die über die alten Ansätze hinausginge. Außerdem war die Malerei ja das große Unerledigte in meinem Leben. Ich hatte mit 16 die erste Ausstellung und war dann auf der Akademie. Aber es bedurfte einer zeitweise verzweifelten Bemühung, um an die Malerei, die mir vorschwebte, heranzukommen.

**Emanzipierte
Form des
Arbeitens
braucht
bewusstes
Handeln, das
die Reflexion
eines Davor
oder Danach
ermöglicht –
also »Zeit-
souveränität
gegenüber dem
Jetzt«.**

Oft arbeitest du mit Referenzen an die Kunstgeschichte und mythologischen und allegorischen Bezügen.

LEANDER KAISER: Mythen habe ich sehr selten direkt bebildert. Wichtiger sind mir die Bezüge zu starken Bildern der Kunstgeschichte, von der pompejanischen Wandmalerei über die für mich zentrale Frührenaissance bis herauf zur Gegenwart. Ich habe als junger Mensch in die Bilder hineingeschaut und in und hinter ihnen meine eigenen künftigen Bilder erahnt. In der Frührenaissance blitzt – auf der Basis des Christentums – etwas auf von der Möglichkeit eines Menschseins, das sich selbst in Denken, Handeln, Arbeiten gerecht wird. Marx hat sich übrigens auch auf den »uomo universale« der Renaissance als Vorbild künftigen Menschseins berufen. Die Menschen auf meinen Bildern sind nicht solche »ganzen Menschen«, sie stehen nicht auf festem Boden, müssen um ihre innere und äußere Balance kämpfen, befinden sich der Übermacht des Raumes, der Umstände gegenüber, sie bleiben oft schattenhaft. Aber ich gebe Ihnen alle Würde und Autonomie, die jetzt möglich ist. Der Mensch ist das symbolisierende Wesen, das bedingt das Allegorische.

Wie geht es dir mit dem Kunstbetrieb und der Kommerzialisierung der Kunst?

LEANDER KAISER: Meine Arbeit, sagt man, passt zwar nirgends hinein, aber ich habe doch meine Ausstellungen, Sammlungen, in denen ich zum Teil sehr stark vertreten bin, mein Publikum. Dass Kunstwerke als Waren gehandelt werden, daran kommt man, wenn man von seiner Arbeit leben will, nicht vorbei. Man kann ein Ressentiment dagegen haben, aber das ist kleinbürgerlich. Insgesamt haben sich Kunstbetrieb und Kunstmarkt seit den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts enorm aufgebläht. Auf der einen Seite ist die Institutionalisierung der Kunstvermittlung speziell bei uns sehr vorangeschritten, auf der anderen Seite hat sich ein sehr großer Markt für neue Kunst entwickelt, der ständig neue Zufuhr verlangt. Die Preise der von großen Galerien, Museen, Kurator*innen und Auktionshäusern promoteten Kunst sind explodiert.

Wie kommt es zu den exorbitant hohen Preisen?

LEANDER KAISER: Die Preisentwicklung geht Hand in Hand mit dem enormen Wachstum von Geldkapital, das nicht produktiv angelegt, nicht verwertet werden kann. Neben der Immobilienspekulation und der Spekulation mit Derivaten usw. sind die Milliardär*innen und die, die es ihnen gleich tun wollen, auf den Geschmack der modernen Kunst gekommen. Es lassen sich mit Kunst auch in kurzer Zeit bedeutende Spekulationsgewinne erzielen. Der Besitz selbst ist den Eigentümer*innen Zeichen ihrer Modernität. Und die Werke, die bevorzugt werden – etwa die von Jeff Koons, Damien Hirst oder Gerhard Richter – entsprechen durchaus der Mentalität ihrer Käufer*innen. Diese lieben technische Perfektion, starke Präsenz verbunden mit einer gewissen Glätte, Kälte und affektiven Armut. Die Künstler*innen müssen natürlich schon ihren Wiedererkennungswert, ein Alleinstellungsmerkmal haben. Und sie müssen sehr teuer sein. Ein*e Großinvestor*in hat weder Zeit noch Lust für fünfzehn Millionen Dollar 150 Werke zu je 100.000 Dollar zu kaufen, da hat er/sie schon lieber Werke, die gleich ein paar Millionen kosten und an deren Berühmtheit und Glamour er/sie teilhaben kann.

Wie kann man das als Eigentumsform verstehen?

LEANDER KAISER: Die Kunstwerke werden hier nicht mehr Teil eines Familieneigentums oder einer zur Freude der Besitzer*innen angelegten Privatsammlung, sondern einer Kapitalmasse, die auf verschiedene Weise veranlagt ist. Sie kehren dann oft schnell wieder auf den Markt zurück. Sie dienen aber auch als Inventar einer repräsentativen Öffentlichkeit, in der sich die Kapitaleigentümer*innen darstellen. Dauerhaft bilden sie jetzt auch immer öfter den Bestand einer Museumsstiftung, mit der sich der/die reiche Sammler*in ein Denkmal setzt.

Wie kann ein*e einzelne*r Künstler*in sich diesem Markt entziehen?

LEANDER KAISER (*lacht*): Indem er/sie nicht gekauft wird! |